

Die Globalisierung der Arzneimittelkrise

Sie machen immer wieder Schlagzeilen: Skandale um Pharmakonzerne. Es ist seit Jahrzehnten ein brennendes Problem: Die systematische Vernachlässigung von Krankheiten des globalen Südens. Doch was sich seit einigen Jahren anbahnt, geht weit darüber hinaus: Wir stehen schon mitten in einer globalen Arzneimittelkrise.

Im Frühjahr 2020 will das Onkologieteam eines grossen Schweizer Universitätsspitals Kymriah einsetzen, eine Immunzelltherapie gegen Krebs. Die Krankenkasse verweigert jedoch die Kostenübernahme, obwohl Kymriah krankenkassenpflichtig ist. Sie tut dies so lange, bis der Patient an seiner Krankheit im April 2021 verstirbt. Was in Schwellen- und Entwicklungsländern schon seit Jahrzehnten üblich ist, passiert nun also auch in der Schweiz. Patient:innen erhalten nicht mehr die Behandlung, die sie brauchen, selbst wenn es um ihr Leben geht.

Das ist nicht nur der Fehler der Kasse. Die Preise mancher Arzneimittel sind mittlerweile so hoch, dass sie auch in den Ländern mit hohem Einkommen alle Grenzen sprengen. Kymriah aus dem Hause Novartis kostet mehr als CHF 300.000.–. Die folgende Grafik zeigt, wie sich die Lage seit 2018 zuspitzt: Die durchschnittlichen Preise für neue Medikamente haben sich in nur drei Jahren verachtfacht (Zahlen für Deutschland).

Besonders verstörend ist, dass auch die Versorgung mit herkömmlichen Medikamenten in die Krise gerät. Inzwischen kommt es bei jedem 20. Medika-

ment zu Lieferunterbrechungen oder Ausfällen. Der Grund: In einer Branche, die sich an Profitraten von 20 bis 50 Prozent orientiert, wird die Herstellung von Standardmedikamenten oder Generika immer uninteressanter.

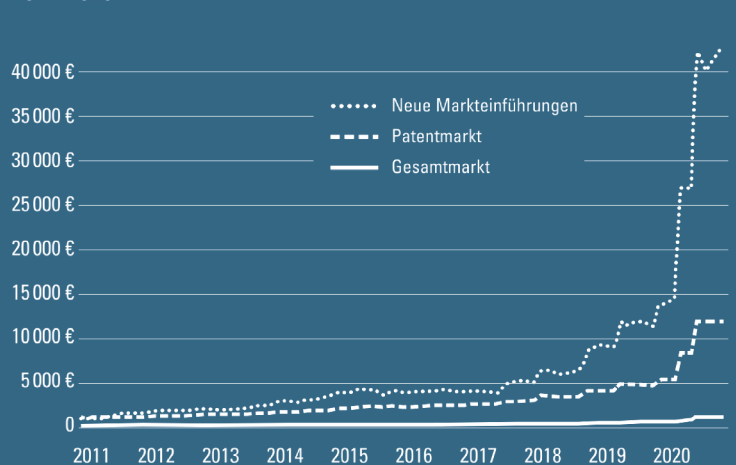
Seit vielen Jahren wird versucht, die Pharmamultis mit Regulierungen wieder auf Kurs zu bringen – ohne Erfolg. Die Pharmabranche läuft gerade aus dem Ruder. Das Diktat haben die Finanzmärkte übernommen, die die Pharmafirmen vor sich her treiben. Unter ihrem Druck legen die Konzernleitungen die Ziellatte immer höher. Novartis hat letztes Jahr verkündet, eine Kernprofitrate von 40 Prozent anzustreben.

Deshalb muss jetzt das Big-Pharma-Monopol geknackt werden. Die öffentliche Hand muss selbst Arzneimittel entwickeln, produzieren und vertreiben. Teilweise tut sie das schon, in der Schweiz etwa die Zürcher Kantonsapotheke. Überdies gehen praktisch alle neuen Medikamente unmittelbar auf die öffentliche Forschung und Entwicklung zurück. Die Nutzung dieser Entwicklungen darf nicht mehr länger den Pharmakonzerne überlassen werden, sondern gehört ebenfalls in öffentliche Hände.

Sandoz für einen Franken kaufen

Mit ihrer Generikasparte erzielt Novartis bei einem Umsatz von knapp zehn Milliarden US-Dollar eine Gewinnmarge von 10 Prozent. Doch das drückt die Gewinnmarge des Gesamtkonzerns nach unten, und deshalb kann Novartis an den Finanzmärkten zu wenig brillieren. Deshalb will der Konzern nun seine Generikasparte mit dem Namen Sandoz verkaufen. Das ist prima: Novartis soll Sandoz für einen symbolischen Franken an eine gemeinnützige Trägerschaft übergeben. Damit würde das Unternehmen ein bisschen von dem an die Öffentlichkeit zurückgeben, was es den Prämien- und Steuerzahlenden weltweit abgeknöpft hat. Und das ist nicht wenig: Der kumulierte Reingewinn beläuft sich für die Jahre von 2001 bis 2021 auf 184.940 Millionen US-Dollar.

Entwicklung des durchschnittlichen Packungspreises nach Marktsegmenten, 2011–2020



Aus: Beat Ringer: Pharma fürs Volk, S.72

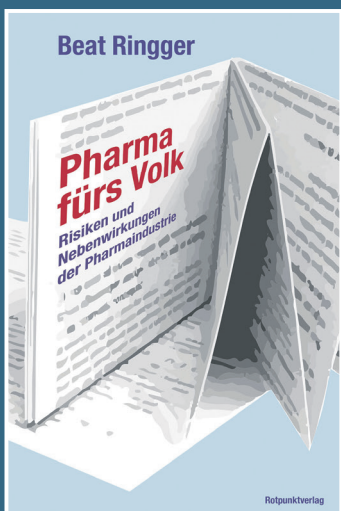
Pharma fürs Kapital

Im Herbst 2021 vernichteten Novartis und Roche eigene Aktien im Wert von 34 Milliarden Franken. Damit pushten sie kurzfristig ihre Kurse. Doch 34 Milliarden fehlen nun für die Entwicklung neuer Medikamente, zum Beispiel für Antibiotika.

Pharma fürs Volk

Pfizer und Moderna zwingen die Regierungen, geheime Impfstoffpreise zu akzeptieren. Die Zahl der Personen, die weltweit an und mit einer Antibiotika-Resistenz sterben, ist auf 4,95 Millionen gestiegen. Das teuerste Medikament kostet über zwei Millionen Euro. Wie ist all das möglich? Und was kann dagegen getan werden?

In seinem neuen Buch zeichnet Beat Ringer nach, wie in den letzten 30 Jahren aus produktorientierten Pharmaunternehmen finanzorientierte Vertriebs- und Marketingkonzerne geworden sind, welche Folgen das für die globale Gesundheitsversorgung hat und was dagegen unternommen werden kann.



Das Buch gibt es für Denknetz-Mitglieder zum **Sonderpreis von CHF 17,40** statt 29.– (zuzüglich CHF 2.20 für Porto und Verpackung).

Bestellungen per E-Mail:
pharma@denknetz.ch

Angabe der Postadresse und der Anzahl der gewünschten Exemplare.

Dieses Angebot ist bis zum 24. Dezember 2022 gültig.

Ein leicht angepasster Auszug aus dem Buch «Pharma fürs Volk».

Was sich November 2021 an den Hauptsitzen der beiden grossen Basler Pharmakonzerne Roche und Novartis abspielt, wirkt auf den ersten Blick wie ein unverständliches Geisterstück. In den Jahren 2001 bis 2003 hatte Novartis einen Anteil von insgesamt 33 Prozent der Aktien von Roche erworben. Dieses Investment war finanziell motiviert; Novartis wollte damit keinen Einfluss auf die Roche-Geschäftspolitik nehmen und hätte dies auch nicht tun können, da Roche durch die Nachkommen der Gründerfamilien kontrolliert wird. Im Herbst 2021 will sich Novartis von dieser Beteiligung trennen, und Roche kauft die Aktien zu einem Gesamtpreis von 19 Milliarden Schweizer Franken zurück.

Roche könnte nun zumindest einen Teil dieser Aktien auf dem Markt zum Verkauf anbieten. Doch das will der Konzern nicht. Vielmehr vernichtet er sämtliche rückgekauften Aktien. Das hat zur Folge, dass der Wert der verbleibenden Aktien entsprechend steigt. Solche Aktienrückkäufe sind eine mittlerweile weitverbreitete Methode, um die Aktienkurse zu pushen und damit den Aktienbesitzenden steuerfreie Sondergewinne zu ermöglichen. Dennoch wirkt der Vorgang angesichts des enormen Umfangs der Transaktion gespenstisch. Um den Betrag für den Aktienrückkauf zu veranschaulichen: Er übersteigt das Jahresbudget der Weltgesundheitsorganisation WHO um das sieben-einhalbfache. Und es gibt mehr als 80 Länder, deren gesamte Jahreswirtschaftsleistung tiefer als 19 Milliarden Schweizer Franken liegt.

Und schon folgt der zweite Akt. Viele Beobachter der Pharmabranche erwarten, dass Novartis den ausserordentlichen Gewinn aus diesem Aktienverkauf in seine Produkte-Pipeline investiert. Denn um diese Pipeline sei es nicht zum Besten bestellt, so die vielfach geäusserte Einschätzung. Dominik Felges etwa betitelt seinen Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung vom 6. Dezember 2021 mit «Novartis ist zu Zukäufen verdammt». Doch zur allgemeinen Überraschung wiederholt sich das gespenstische Schauspiel. Am 16. Dezember 2021 wird bekannt, dass Novartis den Löwenanteil des Ertrages aus dem Roche-Deal nicht in den Ausbau der eigenen Forschungsabteilung, in den Zukauf neuer Unternehmen und neuer Lizenzen investiert, sondern ein beinahe ebenso gigantisches Aktienrückkaufprogramm im Umfang von 15 Milliarden lanciert. In der Summe haben die beiden Konzerne innerhalb von wenigen Wochen 34 Milliarden Schweizer Franken verbrannt: Diese Mittel stehen nicht mehr für eine Weiterentwicklung der Arzneimittelvesorgung zur Verfügung. Das steht in erheblichem Kontrast zu den Beteuerungen der Pharmakonzerne, sie seien auf hohe Gewinne angewiesen, um in neue Produkte investieren zu können. In Wahrheit dienen die hohen Preise dazu, die hohen Gewinnerwartungen des Aktionariats zu befriedigen.



Beat Ringer

ist Publizist und Autor. Aktiv in der Fachgruppe Politische Ökonomie des Denknetz.